



Dokumentation

Gerty-Spies-Literaturpreisverleihung am 24. September 2013

an Eva Menasse



Impressum:

Herausgeberin:

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz
Am Kronberger Hof 6
55116 Mainz



Verantwortlich:

Wolfgang Faller

Redaktion:

Marianne Rohde, Dieter Gube

Fotos:

Klaus Benz, LpB

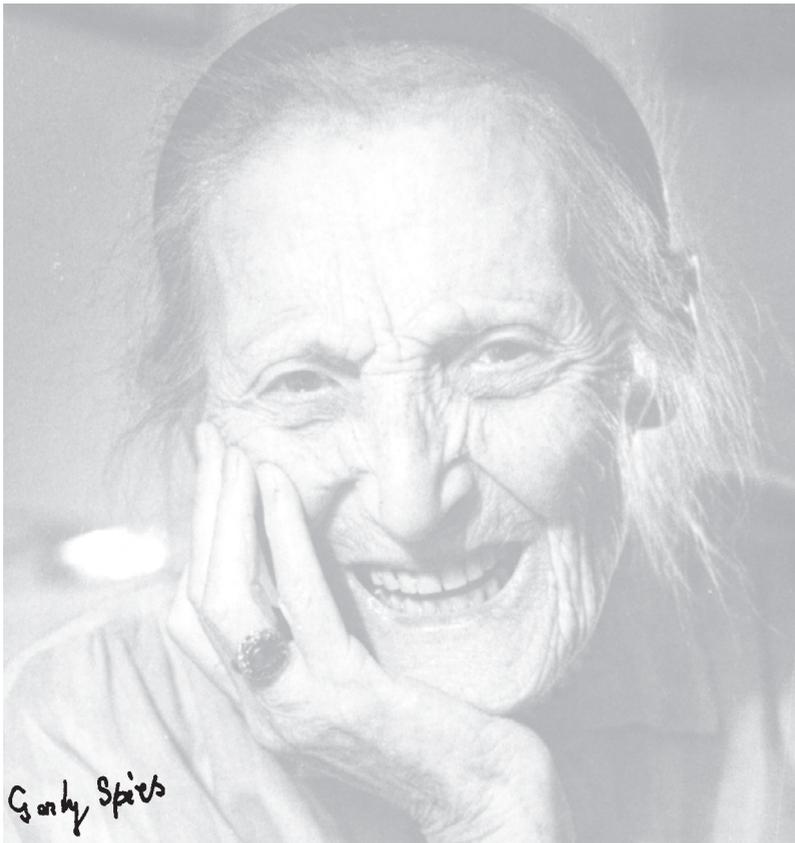
Herstellung:

Manfred Henn GmbH
55120 Mainz

Mainz 2014

**Gerty-Spies-Literaturpreisverleihung
am 24. September 2013**

an Eva Menasse



Inhaltsangabe

Begrüßung <i>Wolfgang Faller</i>	4
Grußwort <i>Ministerin Doris Ahnen</i>	8
Laudatio <i>Sigrid Löffler</i>	11
Dank <i>Eva Menasse</i>	19
Impressionen	26

Begrüßung

Wolfgang Faller

Direktor der Landeszentrale für politische Bildung
Rheinland-Pfalz



Sehr geehrte Frau Ministerin Ahnen, sehr geehrte Damen und Herren,
im Namen der Landeszentrale für politische Bildung begrüße ich Sie ganz herzlich zur Verleihung des Gerty-Spies-Preises. Ich danke Ihnen, dass Sie durch Ihre Teilnahme und Ihr Grußwort die Bedeutung des Gerty-Spies-Preises unterstreichen.

Mein Dank gilt auch unserem Kooperationspartner, dem Südwestrundfunk für die – wieder einmal – gelungene Zusammenarbeit und dafür, dass wir heute hier zu Gast sein dürfen.

Ich freue mich über die Anwesenheit zahlreicher Jurymitglieder und sage Dankeschön für Ihre Mitwirkung.

Wir freuen uns alle sehr, dass wir für die Laudatio mit Sigrid Löffler eine renommierte und bekannte Literaturkritikerin gewinnen konnten. Sie hat mit der Preisträgerin weit mehr gemein als nur die Staatsbürgerschaft. Auch sie ist in Wien aufgewachsen, auch Sie ist Publizistin, war Politik-Korrespondentin, auch sie hat für das Nachrichtenmagazin Profil gearbeitet. Frau Löffler, seien Sie uns herzlich willkommen.

Ein Literaturpreis? Wieso vergibt die Landeszentrale für politische Bildung einen Literaturpreis?

Mit dieser Frage werden wir alle Jahre wieder konfrontiert, wenn wir zur Preisverleihung einladen.

Nun, seit mindestens 30 Jahren gehört zum didaktischen Wissen in der politischen Bildung, dass sich eine wirkungsvolle Arbeit nicht auf die Kommunikation abstrakter politischer Inhalte konzentrieren kann,

wenn sie mehr als 1 bis 2 % der Bevölkerung in ihren Themenbereichen, ihren Veranstaltungsformen und mit ihren KooperationspartnerInnen und Zielgruppen erreichen will.

Im literarischen Bereich gibt es eine jahrhundertalte Tradition der Verarbeitung politischer Stellungnahmen, in Diktaturen sind sie oft ein Mittel, Kritik trotz Zensur öffentlich zu verbreiten. Bei uns in Deutschland wurde in den letzten Jahrzehnten oft genug die Stimme literarischer Intellektueller vermisst, wie man sie von der „Gruppe 47“ bis in die 80er Jahre kannte.

Schon Hans-Georg Meyer, der damalige Direktor der Landeszentrale für politische Bildung, sagte in seiner Rede zur ersten Verleihung des Gerty-Spies-Preises an Jean-Philippe Devisé:

Die gesellschaftspolitische Funktion von Literatur und die gesellschaftspolitischen Aktivitäten und Werke von Schriftstellerinnen und Schriftstellern können für die politische Bildung genauso wichtig sein wie wissenschaftliche Analysen und politische Programme.“

Durch die Ausrichtung auf gesellschaftspolitische Themen sieht die Landeszentrale auch keine „Konkurrenz“ zu bestehenden Literaturpreisen. Für uns war und ist der Gerty-Spies-Preis eine notwendige Ergänzung in diesem Bereich, ein Ansporn zur Förderung kritischer Literatur. Wer möchte sagen, die bräuchten wir nicht. Wir sind stolz darauf, die Landschaft der Literaturpreise mit diesem speziellen Format zu bereichern.

Ein Beispiel im besten Sinne des Wortes:

Die Schriftstellerin Juli Zeh verfasste einen offenen Brief an Bundeskanzlerin Angela Merkel, worin sie eine angemessene Reaktion auf die NSA-Abhöraffaire forderte. Sie wurde 2009 mit dem Gerty-Spies-Preis ausgezeichnet, die Erstunterzeichnerin Katja Lange-Müller war es 2008 und unsere neue, die 12. Preisträgerin, Eva Menasse, gehört ebenfalls zu den Erstunterzeichnerinnen.

Mit der Autorin Gerty Spies, geboren am 13. Januar 1897 in Trier, fand die LpB 1996 eine ideale Namensgeberin für ihren Literaturpreis. Nach ihrer Jugendzeit und einer gescheiterten Ehe lebte sie ab 1927 in München und starb dort 100-jährig am 10. Oktober 1997.

1942 wurde sie ins KZ Theresienstadt deportiert. Dort begann sie zu schreiben, Lyrik und Prosa, nicht zuletzt um das fürchterliche Grauen der Shoah geistig zu überleben und: sie gehörte zu den wenigen, die überlebten. Für sie war es Auftrag, das, was sie erlebt hatte - die furchtbaren Leiden derjenigen die dem Terror im Nazi-Deutschland zum Opfer fielen - in Erinnerung zu halten. Sie kämpfte dafür „zu verzeihen – aber nicht zu vergessen“ und „das Herz rein zu halten von Hass- und Rachegefühlen“.

Ihre literarische Auseinandersetzung mit der Gesellschaft - mit deren und ihrer eigenen Geschichte und den unterschiedlichen Sichtweisen - führte sie in Büchern wie *Drei Jahre Theresienstadt*, *Im Staube gefunden* und *Das schwarze Kleid* ebenso wie in *Gedichte aus dem Konzentrationslager und aus den nachfolgenden Jahren*. Kurz vor ihrem Tode konnte die Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz mit dem Verlag Brandes und Apsel ihren Roman *Bittere Jugend* herausgeben – ein Roman, der in den 50er Jahren von Verlagen zurückgewiesen wurde: So schlimm wie dort beschrieben sei doch alles gar nicht gewesen, war in Begründungen aufgeführt.

Den 12. Gerty-Spies-Preis erhält in wenigen Minuten eine Schriftstellerin und Journalistin, die in Wien geboren und aufgewachsen ist und seit Jahren mit ihrer Familie in Berlin lebt.

Eva Menasse hat als Redakteurin des österreichischen Nachrichtenmagazins Profil und als Korrespondentin für die Frankfurter Allgemeine Zeitung gearbeitet. Sie berichtete vom Prozess des Holocaust-Leugners David Irving aus London.

2005 veröffentlichte sie ihren ersten Roman „Vienna“. Eng an die eigene Familiengeschichte angelehnt, beschreibt sie dort mit Witz und leichter Hand das österreichisch-jüdische Verhältnis im 20. Jahrhundert. In der Lektüre wird unter anderem nachvollziehbar, wie leicht antisemitische Stereotype im Alltag Verbreitung finden und wie selbstverständlich deren Protagonisten vom Verdacht, ein Antisemit zu sein, frei gesprochen werden: *„Er is ka schlechter Mensch, nur a Trottel“*, lässt Menasse ihren Vater dazu sagen, worauf ein Vetter einwirft: *„Die Frage ist, was hätt' so ein Mensch im 38er Jahr mit Dir gemacht.“*

In ihrem Erzählungsband „Lässliche Todsünden“ deklinierte sie liebevoll, doch mit ironischer Schärfe und leidenschaftlichem Ernst das Scheitern von Lebensentwürfen an Fällen „lässlichen“ Fehlverhaltens.

Unsere Jury drückte es so aus:

„Eva Menasse setzt erzählerisch ihre im Grunde philosophischen Einsichten um. In „Quasikristalle“ zeigt sie uns - immer aus der Sicht der Anderen - ihre Figur Xane Molin witzig, ohne Zynismus, melancholisch, ohne Sentimentalität, bitterernst und ironisch zugleich. Sie beharrt darauf, dass es Wahrheit gibt, doch nicht immer nur die eine.“

Ihr Engagement und ihre Literatur machen sie zur verdienten Gerty-Spies-Literaturpreisträgerin 2013!
Meinen herzlichen Glückwunsch!

Grußwort

Doris Ahnen

Ministerin für Bildung, Wissenschaft,
Weiterbildung und Kultur



Frau Menasse, Frau Löffler,
Herr Fallner, Herr Lüdke,
sehr geehrte Damen und Herren,
auch ich heiße Sie alle sehr herzlich willkommen
zu dieser Verleihung des Gerty-Spies-Preises. Eines Preises, der hoch-
karätige Autorinnen und Autoren ehrt, die einen kritischen Blick auf die
Welt haben und deren Wahrnehmung nicht am eigenen Bauchnabel
endet. Eines Preises, der die Erinnerung an eine beeindruckende Frau
wachhält, deren Lebensgeschichte uns beeindruckt, berührt, beschämt.
Deren literarisches Schaffen Zeugnis ablegt von der Notwendigkeit
vergegenwärtigender Erinnerung und von der Kraft der Versöhnung.

Dass der Gerty-Spies-Preis so viel Aufmerksamkeit bei Medien und
beim Publikum findet, bestätigt seine Richtigkeit und Wichtigkeit.
Nach meiner Überzeugung ist der Erfolg des Gerty-Spies-Preises darauf
zurückzuführen, dass es bei seiner Verleihung nicht vorrangig um
Glanz und Glamour geht. In erster Linie geht es um Inhalte. Um nicht
weniger als die Frage, wie wir leben und wie wir leben wollen. Und
darum, welche Antworten Gedichte und Romane, dokumentarische
Texte und Erzählungen auf diese Frage geben können.

Auch 68 Jahre nach Kriegsende müssen wir sehr genau hinschauen,
dass sich historische Wahrheit nicht in Lüge verkehrt. Ohne in
Selbstgerechtigkeit zu verfallen müssen wir, die wir zu jener Zeit
nicht gelebt haben, die Täter und ihre Mitläufer auch weiterhin als
solche identifizieren und benennen. Dass diese mit den Opfern der
Unmenschlichkeit in eins gesetzt werden, dürfen wir nicht zulassen.
Auch das lehrt uns Gerty Spies.

In ihrem Gedicht Nachher schreibt sie:

**„Ich bin zurückgekehrt – O fragt mich nicht
Nach jenen Schatten, die die Sinne meistern
Und bei des Mondes weißem Totenlicht
Des Nachts durch die zersprungene Seele geistern.“**

Doch, nach jenen Schatten müssen wir fragen. Mit ihnen zu beschäftigen, ist uns dauerhaft aufgegeben. Das demokratische Deutschland hat zweifellos nichts mehr gemein mit dem Deutschen Reich unter Hitler. Unsere historische und moralische Verantwortung aber bleibt. Sie vergeht nicht, ebenso wie unsere Scham nicht vergeht, nicht vergehen darf.

Dass es heute in Deutschland – glücklicherweise auch in Rheinland-Pfalz – wieder jüdisches Leben gibt, erfüllt uns mit Freude und Dankbarkeit. Nichts wäre jedoch falscher, als diesen Umstand zum Anlass zu nehmen, Geschichte als etwas Vergangenes zu betrachten.

Wir müssen die Erinnerung bewahren, damit Deutsche jüdischen Glaubens und Deutsche, die einer anderen Religionsgemeinschaft angehören oder gar nicht gläubig sind, und natürlich auch alle anderen Mitbürgerinnen und Mitbürger eine gemeinsame Zukunft haben. Die Erinnerung bewahren und sie zu einem wesentlichen Teil unseres Denkens, Fühlens und Handelns machen.

Nehmen wir uns ein Beispiel an Gerty Spies, die als KZ-Überlebende für ein weltoffenes und tolerantes Land gestritten hat. Lassen Sie auch uns für ein weltoffenes und tolerantes Land streiten, das nicht zulässt, dass Menschen wegen ihrer Hautfarbe, ihres Glaubens oder ihrer sexuellen Orientierung diffamiert und Opfer von Gewalt werden.

Mit dem nach Gerty Spies benannten Preis würdigt die Landeszentrale für politische Bildung Schriftstellerinnen und Schriftstellern wie Eva Menasse, die uns in ihren Romanen, Erzählungen, Essays die Realität der Zeit, in der wir leben, vor Augen führen.

Ich bin Leserin, liebe Eva Menasse. Ihr Werk zu analysieren und zu preisen ist die Aufgabe von Sigrid Löffler und sie wird dies gleich noch auf vorzügliche Weise tun.

Ich möchte Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, jedoch einen Gedanken von Frau Menasse nahe bringen, der mir sofort eingeleuchtet hat, als ich ihn gelesen habe.

In einem langen Interview, das sie vor fünf Jahren gegeben hat, sagte Frau Menasse, dass politische Literatur eigentlich nur dann funktioniere, wenn sie in Menschen die Bereitschaft wecke, sich auch schwer erträglichen Themen wie eben der Darstellung nationalsozialistischer Gewalt zu öffnen. Dafür bedürfe es neuer Wege und auch einer anderen Sprache.

Frau Menasse, Sie finden mit jedem Buch aufs Neue eben solche Wege und die dazugehörige Sprache, so dass ganz viele Leserinnen und Leser sich dem öffnen, was Sie zu sagen haben. Und Sie haben wahrlich eine Menge zu sagen, Wichtiges zu sagen. Ich bin dankbar dafür, dass Sie nicht nur fabelhafte Bücher schreiben, sondern dass Sie als Bürgerin dieses Land sehr aktiv mitgestalten, indem sie ganz entschieden politisch aktiv sind.

Ich gratuliere Ihnen herzlich zu dieser Auszeichnung und danke der Jury für diese fabelhafte Wahl.

Sigrid Löffler

Literaturkritikerin und Publizistin



Karl Kraus, der große Wiener Satiriker und Pamphletist, der gefürchtete Zeitungsläser und Berufsnörgler, ist eine Fundgrube für verräterische Sprache. Er war ein Alltagsarchäologe der Semantik, der unter dem Sprachschutt von Floskeln und gedankenlosen Redensarten die nackten Wahrheiten ausgrub und bloß stellte. Das Verhältnis zwischen den Österreichern und den Deutschen war für Karl Kraus ein Thema, an dem er seinen kritischen Witz stets aufs Neue schärfen konnte.

Denken Sie nur an „Die letzten Tage der Menschheit“, dieses monumentale österreichische Weltkriegs- und Weltuntergangskabarett: In wie vielen Szenen führt Karl Kraus da die ewigen Missverständnisse vor, die sich allein schon daraus ergeben, dass Österreicher und Deutsche durch den Gebrauch der gemeinsamen Sprache getrennt sind. Das reicht von den hochnotpeinlichen missverständlichen Trotteleien zwischen österreichischen und deutschen Weltkriegs-Generälen bis zu sprachlichen Verwechslungen wie etwa dem subalternen Dialog-Geblödel um den „Oberbombenwerfer“ und den „Bombenobawerfer“. Ich möchte wetten, dass sich dieser österreichische Witz auch heute nicht jedem Deutschen so ohne weiteres erschließt.

Bei Karl Kraus kann man lernen, dass hinter den beliebten idiomatischen Missverständnissen zwischen Österreichern und Deutschen Mentalitätsunterschiede verborgen sind, die so unverrückbar scheinen, als ob wir es mit anthropologischen Konstanten zu tun hätten. Diese Mentalitätsunterschiede spielen auch heute, hundert Jahre nach Karl Kraus, eine nicht zu unterschätzende Rolle im deutsch-österreichischen

Umgang, wie jeder Österreicher bestätigen kann, der längere Zeit in Deutschland gelebt hat.

Und nirgends treten diese Mentalitätsunterschiede deutlicher zu Tage als in der Literatur. In der Literatur sind sie eine Quelle unendlicher Missverständnisse, Fehleinschätzungen und Fehldeutungen. Ich vermute, dass die österreichische Literatur auf deutsche Leser und Kritiker unter anderem auch deshalb so attraktiv und faszinierend wirkt, weil die Mentalität, die darin zu Tage tritt, so fremdartig ist in ihrem versteckten Witz, ihren semantischen Besonderheiten und unübersetzbaren Redensarten, ihren so schwer einschätzbaren sprachlichen Valeurs, ihren angeblichen Gemütlichkeiten, hinter denen sich vielleicht die abgefeimtesten Gemeinheiten verbergen. Sicherheitshalber nennen die Deutschen das, was sie an der österreichischen Literatur genießen, ohne es ganz zu verstehen, den österreichischen Humor.

Doch auch auf einer trivialen Ebene sind wechselseitige Missverständnisse am Werke und funktionieren in beiden Richtungen. Beispielsweise wird es österreichischen Autoren in der Heimat oft verübelt, wenn sie in Deutschland Karriere machen. Je enthusiastischer die deutschen Kritiken, desto gehässiger das österreichische Gegrummel. Deutscher Erfolg macht Autoren in Österreich fast automatisch verdächtig. In den Augen der österreichischen Neidgenossenschaft können literarische Erfolge in Deutschland nur auf Missverständnissen beruhen.

Umgekehrt werden österreichische Autoren in Deutschland nicht selten tatsächlich aus den falschen Gründen geliebt und gelobt. Weil die Finessen, vielleicht auch Abgründigkeiten der österreichischen Mentalität deutschen Lesern und Kritikern nicht ohne weiteres zugänglich sind, behilft sich die Kritik gerne mit einem Begriff, der Sachkunde vortäuschen und Ratlosigkeit oder sogar Unverständnis camouflieren soll. Wenn die deutsche Kritik einen österreichischen Witz nicht versteht, dann spricht sie von österreichischem Schmah. Nirgends wird der Terminus „Schmah“ so häufig verwendet und so falsch angewandt wie als lobende Floskel deutscher Kritiker für literarische Erzeugnisse *made in Austria*.

Eva Menasse müsste eigentlich ein Lied davon singen können. Seit ihrer ersten literarischen Veröffentlichung, ihrem Debütroman „Vienna“ aus dem Jahr 2005, wird Eva Menasse in Deutschland besonders für ihren Schmah geherzt und gepriesen: Es ist ja auch ein Leichtes, dieser Autorin das Etikett der begnadeten Schmähführerin anzuheften. Wenn man sich von der witzigen Oberfläche ihres Roman-Erstlings blenden lässt, könnte einem allerdings die kritische Schärfe, die sich dahinter verbirgt, leicht entgehen. Denn Eva Menasses Bücher erschöpfen sich keineswegs in dem wohligen Lektüregenuss, den ihre hohe Unterhaltsamkeit den Lesern auf den ersten Blick bereitet.

Man kann sich über „Vienna“ wunderbar amüsieren, diesen leichtfüßigen, quecksilbrigen satirischen Familienroman über einen redseligen und streitlustigen jüdischen Clan in Wien, der mit Eva Menasses eigener Familie mehr als nur die autobiografischen Eckdaten gemeinsam hat und in dem ein Jahrhundert des österreichischen Antisemitismus vorgeführt wird, in all seiner gemütlich-dickfelligen Niedertracht. Doch man sollte über dem Lesevergnügen nicht vergessen, dass diese Autorin ihre Berufslaufbahn als Journalistin begonnen hat und dass ihre erste Buchveröffentlichung als Redakteurin der „FAZ“ ein wichtiges und gewichtiges Sachbuch gewesen ist: eine Sammlung von Reportagen über den Prozess gegen den Holocaust-Leugner David Irving in London.

Wer diese Reportagen gelesen hat, wer deren kritischen Ernst und deren bohrende Genauigkeit in der Nachforschung nicht vergessen hat, der wird sich der leichten Unterhaltsamkeit von Eva Menasses Romanen und Erzählungen nicht unbesehen und arglos anvertrauen können. Man wird die Schärfe der Analyse in diesen Reportagen immer mitdenken müssen, wenn man sich über „Vienna“ amüsiert. Kurzum: Diese Autorin hat es faustdick hinter den Ohren. Ihre besondere Kunst besteht darin, ihre Tiefe an der Oberfläche zu verstecken und ihren Ernst hinter ihrem Witz.

Das lässt sich sehr gut an ihrem zweiten belletristischen Buch studieren, an dem Erzählungsband „Lässliche Todsünden“ aus dem Jahr 2009.

Dieser Sammlung von sieben Erzählungen hat die Autorin eine bedeutsame Klammer gegeben: die sieben so genannten Todsünden der mittelalterlichen Theologie, die im katholischen Katechismus aber eigentlich nicht als Sünden, sondern bloß als Laster firmieren, als schlechte Charaktereigenschaften – etwa Neid, Habgier, Hochmut, Zorn oder Wollust. Außer unverzeihlichen Hauptsünden wie Mord oder Ehebruch kennt die katholische Kirche auch lässliche, im Jenseits minder strafbedrohte Sünden. Im kirchlichen Katalog der menschlichen Verfehlungen gibt es also echte Todsünden und so genannte Todsünden, und es gibt lässliche Sünden. Lässliche Todsünden hingegen gibt es nur bei Eva Menasse.

Indem die Autorin im Titel ihres Buches diese drei Sündenkatoren als Widerspruch in sich vermischt, gibt sie einen Hinweis auf das Thema ihres Erzählprojekts. Und dieses Thema ist die Relativierung des Sündenbegriffs im säkularisierten, kirchenfernen und moralisch schlampigen Alltagsverhalten heutiger Menschen, insbesondere im Alltagsverhalten heutiger Österreicher. Die moralische Schlamperei der Österreicher hat ja mehrere Nachkriegsgenerationen von österreichischen Autoren aufgebracht, erzürnt und mit Erzählstoffen versorgt. Für eben diese moralischen Schlampereien ihrer Landsleute hat auch Eva Menasse ein waches Auge – umso wacher, als sie seit etlichen Jahren aus dem deutschen Ausland auf Österreich blickt. Manches sieht man aus der Ferne sogar deutlicher als aus der Nähe.

In „Lässliche Todsünden“ geht es also nicht nur darum, dass Sünden, Laster und moralische Fehlritte ohnehin längst von keiner beglaubigten Instanz mehr geahndet werden; gezeigt wird darüber hinaus, dass ohne einen verbindlichen Verhaltenskodex Sünden, Laster und moralische Fehlritte in allgemeiner Unschärfe und Laxheit verschwimmen. Insofern sind Eva Menasses moralische Geschichten ohne Moral. Genauer gesagt: Die Moral dieser Geschichten liegt im indirekten Hinweis auf den Mangel an Moral.

Entscheidend für Eva Menasses Kunst ist die Indirektheit des Zeigens. Dennoch sollte man sich nicht dazu verführen lassen, darüber

hinwegzulesen. Vor allem sollte man nicht auf den vertraulichen Gestus hereinfliegen, mit dem diese Autorin ihr Personal dem Leser vorstellt, so, als handle es sich um letztlich harmlose Zeitgenossen, vielleicht ein bisschen schrullig, aber nicht weiter gefährlich. Eva Menasses Figuren sind nie harmlos.

Alle sieben Beispielgeschichten in „Lässliche Todsünden“ verweisen erkennbar auf den Schauplatz Wien, auf ganz spezifische Wiener Milieus und den dort jeweils geltenden Verhaltens- und Sprachkodex. In dieser Szene kennt sich die Autorin gut aus. Menasses Personal rekrutiert sich vornehmlich aus Journalisten, Studenten, Fernsehmitarbeitern, Kleinbühnen-Regisseuren, Assistenten von Professoren oder Ministern und aufstrebenden Lyrikern, gelegentlich gesprenkelt mit Restbeständen des altösterreichischen Landadels, als kuriosen Reizstoffen und Kontrast-Figuren.

Es handelt sich um eine vorwiegend links-alternative intellektuelle Wiener Bohème, die ihren eigenen Lebensstil unbürgerlicher Bürgerlichkeit pflegt und sich in der Abgrenzung gegen jedes Establishment selbst schon fest etabliert hat. Man trifft sich in bestimmten Szene-Beiseln, Kneipen wie dem „Blaubichler“ oder dem „Granatapfel“; man erkennt einander an bestimmten Signalen, an denen die Szene-Zugehörigkeit ablesbar ist; und man schummelt sich durchs Leben anhand von ungeschriebenen Gesetzen, deren Geltungskraft allemal durch Schlamperei gemildert ist. Fremdgehen gehört zum Lebensstil; nur Landeier tragen Lodenjanker; und einen Aristokraten erkennt man daran, dass er Kaisersemmeln zerreißt, aber keinesfalls mit dem Messer entzweischneidet.

All dies wird in einem sehr unterhaltsamen, blasiierten Tonfall vorgelesen, der zwischen Außen und Innen, zwischen kühler Distanz und genauer Milieukennntnis hin- und herpendelt, zwischen überlegener Ironie und Insider-Arroganz. Es gehört zum morbiden Reiz von Menasses Geschichten, dass die jeweiligen Laster, die dem Titel nach vorgeführt werden sollen, sich gar nicht strikt abgrenzen lassen, sich vielmehr mit anderen Lastern so stark amalgamieren, dass die Storys

über Gefräßigkeit oder Habgier ebenso gut als Exempel für Neid oder Geiz dienen könnten. Und die Hochmut-Story ist auch eine verkappte Trägheits-Geschichte. Wie denn überhaupt eine gewisse Trägheit des Herzens eine Charaktereigenschaft vieler Menasse-Figuren ist. Die Autorin lässt alle Laster immer nur nebenbei aufblitzen, ganz ohne sarkastisch-moralische Drücker.

In diesen Geschichten herrscht ein täuschend lässiger und entspannter Erzählton – diese scheinbare Unbekümmertheit ist die perfekte Camouflage für den strengen und unverwandten Forscherinnen-Blick, mit dem die Autorin insgeheim das fragwürdige Treiben ihrer Figuren-Fauna betrachtet. Dabei geht es ja nie um gravierende Fehlritte, sondern eher um Fehler, Verstöße und Vergehen im Mikro-Bereich – um kleine Gemeinheiten, Engherzigkeiten, Gefühlsschlampereien und kleinlich-rachsüchtige Bosheiten. Charakter-Defizite offenbaren sich nicht in eindrucksvollen moralischen Verfehlungen, sondern in ihrer ganzen banalen Schabigheit.

An ihrem jüngsten Roman „Quasikristalle“ kann man sehen, dass Eva Menasse bei ihren Themen bleibt, bei den Alltagsschlampereien im Gefühl und in der Moral, dass sie aber zugleich ihr Erzählverfahren und ihre erzählerischen Mittel weiter verfeinert hat. Wiederum erweist sie sich als entspannte Erzählerin mit Neigung zu Sarkasmus, Lakonie und witziger Schärfe. Eine genüssliche Biestigkeit ist und bleibt ihr besonderes Markenzeichen. Sie ist immer dann besonders gut, wenn sie die höfliche Verlogenheit eines bestimmten bürgerlichen Wiener Milieus beschreiben kann. Diese wohlherzogene, aber tückische Vertratschtheit kann niemand so konsequent bloßstellen wie Eva Menasse, diese geheime Zudringlichkeit und übergriffige Neugierde, getarnt als Fürsorglichkeit.

Neu hinzu kommt in „Quasikristalle“, dass Wien nicht mehr der einzige Schauplatz ist, dass die Wiener Milieus hier erstmals mit vergleichbaren Berliner Milieus kontrastiert werden. Zu den saturierten alternativ-bürgerlichen Milieus in Wien kommt nun das smarte Berliner

Biotop von Künstlern, Medienleuten und *Urban Intellectuals* hinzu. Eva Menasse erweist sich als intime Kennerin beider Welten.

Festgemacht wird das am Leben der Heldin, Xane Molin, einer Wienerin, die nach Deutschland heiratet und als Witwe im Alter nach Wien zurückkehrt. Im Pendeln zwischen Österreich und Deutschland erschließt sich die Autorin damit das weite Feld deutsch-österreichischer Missverständnisse und Befremdlichkeiten. Sie reißt ihre Heldin aus den ohnehin trügerischen Wiener Verankerungen und setzt sie einer neuen Bodenlosigkeit aus, in einem auf Dauer gestellten Transitorium zwischen Wien und Berlin, eine existenzielle Verunsicherung, die der Vieldeutigkeit ihrer Heldin sehr zum Vorteil gereicht.

Neu hinzu kommt in „Quasikristalle“ vor allem die sehr kontrollierte und durchdachte Romanstruktur. Menasses Erzähloperationen werden von Buch zu Buch zusehends anspruchsvoller. Jetzt wird das Romangeschehen einer stringenteren Architektonik unterworfen. Das pointenverliebte episodische Ausufern des „Vienna“-Romans hat die Autorin hinter sich gelassen. Das unüberschaubare Figurengewimmel von „Vienna“ weicht der Konzentration auf eine einzige Zentralfigur. Sie steht im Fokus, sie wird über Jahrzehnte hinweg unverwandt betrachtet. In dreizehn Stationen wird der Lebensbogen dieser einen Frau markiert – von Wien nach Berlin und retour.

Der erzählerische Kunstgriff besteht darin, dass die Heldin in zwölf von dreizehn Kapiteln nur indirekt erscheint, gesehen aus dem Blickwinkel anderer – von Freundinnen, Bewunderern, von ihrem Vermieter und ihrer Gynäkologin, vom Vater, von der Stieftochter, vom Sohn, von einem Angestellten ihrer Firma. Gezeigt werden einzelne Facetten der Heldin in ihrer Wirkung auf andere, nie das ganze Bild. Vieles von dem, was sie tut oder lässt, denkt oder fühlt, bleibt unerklärt und daher rätselhaft. Der Leser hat die Lücken selbst auszufüllen – und wirkt daher mit an der Aura von Geheimnis und Faszination, in die Eva Menasse ihre Heldin einspinnt.

Deutlich wird vor allem eine Eigenschaft der Heldin: ihr dominanter Zug ist ihr Talent zur Selbstdramatisierung. Xane gelingt es die längste Zeit mühelos, im Mittelpunkt zu stehen, ihre Umwelt zu willigen Mitspielern in ihrem Lebensdrama zu machen und ihnen dessen Außergewöhnlichkeit zu suggerieren. Sie ist eine attraktive und zielstrebige Wienerin, die nach Berlin heiratet, einen Sohn bekommt, eine Werbeagentur gründet und leitet (und vielleicht auch zugrunde richtet) und im Alter, nach dem Tod des Ehemannes, eines Universitätsprofessors, nach Wien zurückkehrt. Mit zunehmendem Alter lässt Xanes Zauber allerdings nach, selbst ihre loyalen Freundinnen beginnen sie zu kritisieren, lassen sich jedoch noch immer von ihr überraschen. Kritisiert wird Xane wegen ihrer Dominanz – sie versucht immer, ihre Umgebung zu beherrschen, nach ihrem Willen zu lenken, zu manipulieren. Sie glaubt immer besser zu wissen, was für ihre Freundinnen gut ist.

Die Bekanntschaft mit dieser Romanheldin ist für den Leser ein sehr unterhaltsamer Prozess fortschreitender Ernüchterung. Möglicherweise ist unterhaltsame Ernüchterung ohnehin die Hauptwirkung, die Eva Menasses Bücher beim Leser hervorrufen. Sie setzt unauffällige Lernprozesse in Gang, auch politische Lernprozesse, man denke nur an das Auschwitz-Kapitel in „Quasikristalle“, in dem anhand der Reaktionen heutiger KZ-Besucher die stereotypischen Haltungen zum Holocaust kritisch vorgeführt und reflektiert werden.

Vielleicht ist es ja das, was die Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz im Sinne hatte, als sie ihren Gerty-Spies-Literaturpreis für literarische Arbeiten zu gesellschaftspolitischen Themen ausschrieb. Dass Eva Menasse eine glänzende Wahl und eine würdige Preisträgerin ist, liegt auf der Hand. Man kann dem Preis-Auslober zu dieser Preisträgerin und der Preisträgerin zu diesem Preis nur von Herzen gratulieren.

Dank

Eva Menasse

Gerty-Spies-Preisträgerin 2013



Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Für jemanden, der eines Tages die Laufbahn eines Schriftstellers einschlägt, was man für eine größenwahnsinnige, eine mutige, obsessive, oder, wie meine armen Eltern, erst einmal für eine brotlose und besorgniserregende Entscheidung halten kann, kommen die Preise automatisch zuletzt. Zuerst braucht man ja viele Jahre lang so vieles andere: Eine Idee, einen Stoff, eine Sprache dafür, dann einen Verlag und einen Vertrag, und man ist auch gut bedient, wenn man, sobald das erste Buch geboren ist, ein paar Kritiken bekommt, gerne gute, aber schnell lernt man, dass auch eine ganz bestimmte Sorte von aufgebracht, grünlich schäumenden Kritiken eine merkwürdige Art der Werbung erzeugen. Doch selbst die Kritiken braucht man nicht unbedingt, es gibt viele Bücher, die problemlos ohne auskommen, allen voran jene der sogenannten Unterhaltungsliteratur.

Was man vor allem anderen braucht, sind Leser.

Ich bin eine glückliche Schriftstellerin insofern, als es bei mir mit all dem Beschriebenen von Anfang an ganz gut gelaufen ist. Einen engagierten Verlag, gute ebenso wie vereinzelt aufsehenerregend boshafte Kritiken, dazu eine hinreißende Menge geneigter, liebenswürdiger, enthusiastischer und anspornender Leser – meine Bücher haben das alles bisher in sehr zufriedenstellendem Maße bekommen.

Wofür braucht man dann noch einen Preis? Es bietet sich an zu sagen, man braucht den Preis für gar nichts, außer für das Ego und die Geldbörse. Aber einmal sind diese beiden, Ego und Geldbörse, bei Künstlern oft ganz besonders bedürftig, und dann sind sie beide unabdingbar für

die Entstehung weiterer Werke. Über das Geld sagt etwa mein Kollege und Ehemann, der Schriftsteller Michael Kumpfmüller immer so schön: Mit Geld kauft sich unsereiner ja nur Zeit.

Und was das Ego betrifft: Schon an der Adjektivgruppe „preisverdächtig“ - „preiswürdig“ - „preisgekrönt“, die so sprechend vom Schummrig-Fragwürdigen ins Hochadelige aufsteigt, lässt es sich sehr schön ablesen: Ein Preis ist ein höherrangiger Erfolg und mit dem Kritiker- oder dem Verkaufserfolg eben nicht deckungsgleich. Für den Künstler ist ein Preis der Meisterbrief und der Doktorhut. Er ist das, was einen erst so richtig und endgültig zum Schriftsteller macht – vielleicht am meisten vor sich selbst. Zwar wird jeder Preis von Institutionen ausgelobt und von Jurys vergeben, und jeder, der schon einmal selbst an einer Jurysitzung teilgenommen hat, weiß genau, wie irrational dort oft Entscheidungen getroffen werden. Trotzdem fällt ein Preis irgendwie vom Himmel. Sobald man ihn hat, sobald man als Preisträgerin oder Preisträger gekürt ist, scheint er aus einer überirdischen Sphäre von Neutralität und Wahrheit gekommen zu sein. Dann spielen die vorher vielleicht nur sehr knapp überstimmten Konkurrenten und die fragwürdigen Deals keine Rolle mehr.

Ein Preis ist also, seiner Natur gemäß, in der das Geschenk und der Verdienst auf wundersame Weise zusammenfinden, eine große, ungetrübte und untrübbar Freude. Über wie viele Dinge in Leben kann man das schon sagen? Das hat der Preis auch dem Lottogewinn voraus, dessen soziale und psychische Nachteile deshalb so groß sind, weil er das menschliche Maß so immens überschreitet.

Und deshalb bedanke ich mich von Herzen, voller Stolz und Demut bei der Jury für ihre Entscheidung.

Doch gibt es noch einen weiteren Aspekt, für mich, in Zusammenhang mit eben diesem, dem Gerty-Spies-Preis.

Wie Sie wissen, gibt es in Deutschland viele und viele verschiedenartige literarische Preise. Sie richten sich an Debütanten oder Autoren unter

30, sie werden von einzelnen Regionen oder Bundesländern nur für Schriftsteller vergeben, die entweder dort geboren sind oder dort leben. Um überhaupt die Chance auf bestimmte Preise zu bekommen, sind manchmal sogar unangenehme Bedingungen daran geknüpft: Man muss ein öffentliches Wettlesen überstehen, man muss irgendwo den sogenannten Stadtschreiber geben, oder man muss sich wie ein Zirkuspferd durch verschiedene Wettbewerbsstufen, das heißt, durch sich bedrohlich verkürzende Listen treiben lassen, um dann im schlimmsten Fall, als Verlierer trotzdem mitten im Blitzlichtgewitter zu stehen.

Aus der Vielfältigkeit der Preise ergibt sich deshalb automatisch, dass nicht immer die Preise perfekt zu den Preisträgern passen. Sie kennen die Feuilleton-Schlachten, die gelegentlich ausbrechen, wenn ein als ungenügend oder unpassend empfundener Preisträger unter dem Namen eines ideologisch besonders aufgeladenen Preis-Paten wie Heine oder Büchner geehrt werden soll.

Aber es ist wahrscheinlich auch umgekehrt der Fall, bloß dass man nie davon erfährt: Es muss immer wieder Autoren gegeben haben, die sich über die Ehre und das Geld gefreut, insgeheim aber das Gesicht verzogen haben, weil sie viel lieber einen Schiller- als einen Goethe-, lieber einen Karl-Valentin-Preis als einen Thomas-Mann-, lieber einen Jandl- als einen Rilkepreis bekommen hätten.

Sie haben mir nun freundlicherweise den Gerty-Spies-Preis zugesprochen, und ich gebe freimütig zu, dass ich erst nachschauen musste, wer Gerty Spies war. Schon das unterscheidet diesen Preis auf überraschende Weise von vielen anderen, abgesehen davon, dass der Gerty-Spies-Preis auch keine der vorher erwähnten Unannehmlichkeiten mit sich bringt. Inzwischen habe ich nachgelernt, ich habe einiges von Gerty Spies gelesen und ich kann nur sagen, ich freue mich seither nicht einfach über einen Preis, sondern über diesen Preis. Gerty Spies hat, wie Sie alle wissen, den Holocaust überlebt und im KZ Theresienstadt zu dichten begonnen. Das eine ist mit

dem anderen verbunden, untrennbar, wie man so schön sagt. Denn dieser Preis erinnert eben nicht nur an die Frau und Autorin Gerty Spies, sondern an den universalen Zusammenhang von Schreiben und Überleben.

Seit Jahrzehnten hat es in Deutschland immer wieder heftige Debatten über die sogenannte Vergangenheitsbewältigung gegeben. Nicht einmal über das Wort hat man dabei einig werden können, denn manche sagen, die Vergangenheit kann gar nicht bewältigt werden, und sie haben vielleicht recht.

Sie wissen, wovon ich spreche. Diese Debatten drehten sich meistens um das ZUVIEL, um das GENUG, manchmal, wenn die Debatten ausnahmsweise ein bisschen gnädiger mit uns waren, drehten sie sich nur um das RICHTIG, um das BESSER oder SCHLECHTER.

Es gibt ein paar Zauberworte, oder besser: psycho-politische Gemengelagen, die heute, morgen oder in zwei Jahren dafür sorgen werden, dass sich eine dieser Debatten aufs Neue heftig zu drehen beginnt. Wir können das so genau vorhersagen wie das Wetter des nächsten Jahres. So sicher, wie es irgendwann wieder schneien wird, kommt eine solche Debatte.

Ich will damit gar nichts gegen die Debatten sagen: Ebenso wie das Wetter sind sie manchmal erfrischend, manchmal bedrückend. Manchmal sind sie gemäßigt und machen den Boden fruchtbar, manchmal sind und machen sie das Gegenteil. Vielleicht hängt das ja auch von unserer eigenen Verfassung ab, wie wir die Debatte und das Wetter gerade so finden.

Aber deshalb freue ich mich über den Gerty-Spies-Preis: Weil mir dieser Preis und seine Namensgeberin zuzuflüstern scheinen, was ich zwar weiß, was den Debattenlärm aber noch nie übertönt hat: Dass man gar keine Debatten dafür braucht. Alles ist ja immer da, das Wissen über die Nazi-Verbrechen, aufbewahrt auch in den Büchern

der Überlebenden, in der Literatur, die den Toten ihre einzig möglichen Gedenksteine gesetzt hat. Nur in der Literatur lässt sich die grässliche Wahrheit bis in alle Ewigkeit bewahren, dass nämlich im KZ Überleben die Ausnahme war.

Dieses Wissen ist der Grund, auf dem wir seither leben. Man trägt das, was den Juden, den Homosexuellen, den Roma und Sinti, den psychisch Kranken zwischen 1933 und 1945 in Europa angetan worden ist, mit sich herum. Dass zehntausende Nazi-Mörder über viele Jahre ihre Bildung und Kreativität, ihren Ehrgeiz und ihr technisches Geschick darauf verwandt haben, um Millionen zu umzubringen. Darunter eine Million Kinder, eine ganze Million.

Natürlich ist einem das nicht jederzeit bewusst. Manchmal scheint sich das Bewusstsein dafür fast verflüchtigt zu haben, manchmal lebt man wie unbedarft vor sich hin, ärgert sich über den Benzinpreis oder die Regierungspolitik, doch dann biegt man um eine Ecke, manchmal nur um eine Ecke im Kopf, und da ist sie wieder, diese Geschichte, mit aller Wucht. Erst ist sie schwarz, wie ein Abgrund, der sich auftut und zu befehlen scheint, dass es verboten ist, glücklich und friedlich weiterzuleben. Dann packt man die Haltegriffe, die zu ergreifen man gelernt hat. Die Haltegriffe, die sich zwar heiß und scharf in die Handflächen bohren, die einen aber trotzdem halten müssen, heißen: Alles war von Menschen gemacht, nichts davon war Naturkatastrophe, Hölle oder Wahnsinn. Bei Imre Kertész heißt es einmal sinngemäß: Über die Hölle kann ich nichts erzählen, denn dort war ich nicht, sondern in Auschwitz.

Es war eine Fülle von Entscheidungen, und jede einzelne Entscheidung wurde von jemandem getroffen: wenn er einen anderen versteckt hat, wenn er einen anderen verraten hat. Oder wenn er einen Verbrennungsofen entworfen hat, anstatt, wie bisher, einen für Krematorien. Alles Entscheidungen, getroffen von Menschen. Das ist unser Unglück und das ist unsere Lektion.

Was vom Menschen gemacht ist, können Menschen verhindern. In Zukunft. Mit diesem kleinen, schwachen Satz holt man sich den Dorn des Haltegriffs wieder aus der Hand, zögernd, unüberzeugt. Aber trotzdem. Man muss ja weiterleben und die Verzweiflung in Schach halten.

Das muss man wirklich. Ich glaube ja daran, dass der Sinn des Lebens darin besteht, klüger zu werden. Von der Shoah her gedacht, von den großen und kleineren Büchern, den Romanen, Erzählungen und Essays, die uns Primo Levi, Jean Améry, Imre Kertész, Tadeusz Borowski, Aleksandar Tišma und eben auch Gerty Spies hinterlassen haben, bedeutet das: Es ist unsere moralische Pflicht, weiterzuleben, um weiterzudenken. Als absoluten Tiefpunkt der Menschheitsgeschichte werden wir die Shoah nicht mehr los.

Ich bin davon überzeugt: Wer sich als fühlender und denkender Mensch auch nur einmal mit der Shoah beschäftigt hat bis hin zu dem Punkt, wo es wirklich weh getan hat, der kann dahinter nicht mehr zurück. Auch wenn immer wieder einige, in vielleicht sogar nachvollziehbarer Abwehraggression, über die vermeintliche Auschwitzkeule oder das Holocaust-Business toben. Aber ab einem bestimmten Punkt kann man sich nie mehr unwissend oder unbeschädigt stellen, jedenfalls nicht vor sich selbst. Da macht es auch keinen großen Unterschied, welchem Geburtsjahrgang man angehört und ob man aus einer Familie von Tätern oder Opfern stammt.

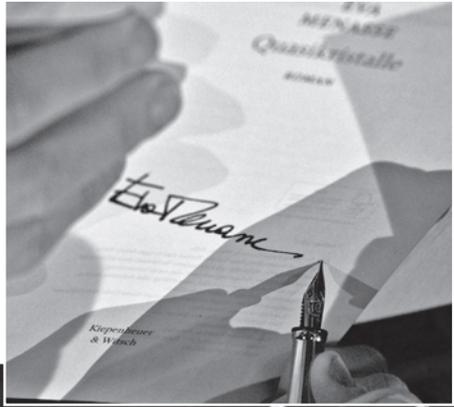
Diese Geschichte bleibt uns, denn es ist unsere Geschichte. Wir entkommen ihr nicht, auch wenn sie im Alltag und mit dem Voranschreiten der Zeit immer wieder in den Hintergrund tritt.

Und deshalb drücke ich den Gerty-Spies-Preis so fest an mein Herz, deshalb freue ich mich so besonders über ihn und fühle mich ganz eins mit diesem ersten richtigen Preis, den ich nach inzwischen etlichen Jahren als Schriftstellerin heute von Ihnen bekomme: weil ich ihn auch

als Symbol für das Erinnern verstehe. Weil er eines dieser kleinen Ewigen Licher ist, die es überall gibt, wenn man nur genau aufpasst. Sie sind einfach da, ruhig, unbeirrt und bescheiden, unbeeinflusst von der Großdebatte.

Impressionen







Gerty Spies * 13.01.1897 † 10.10.1997

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz

Am Kronberger Hof 6 • 55116 Mainz
Tel.: 0 61 31 - 16 29 70 • Fax: 0 61 31 - 16 29 80
E-Mail: lpb.zentrale@politische-bildung-rlp.de
Homepage: www.politische-bildung-rlp.de

